

(Nachdruck verboten.)

20)

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Lange hielt BÄbbi ihr Kind mit starkem Arm. Eifelkluft, Seimalkluft, sie konnte ihm gar nicht genug davon geben! Durchwehen, sich durchwehen lassen von dem reinen Wind, dann würde man groß und stark, und wohnte man auch im Rauch der Städte und sah statt der Bergspitzen die Fabrikschornsteine ragen.

„Wuh ons Pappa es, lao sein aach mir zu Haus, gäl, Lorenzche?“ fragte sie das unverständige Kind und küßte es zärtlich. Sie dachte an die eingeengten Straßen, an die graue Luft, an das Gestampf und Geächz der Maschinen, und für Augenblicke irrte ein Bangen über ihr Gesicht, aber gleich darauf lächelte sie freudig. „Wann hän ons ruft, mir kommen, gäl? Mir gieh'n zo onsem Pappa on bringen ihm sein Heimat!“

Als hätte sie schon zu lange gejämmt, sprang sie auf. Schade, daß heute Sonntag war, am liebsten hätte sie gleich weiter geschafft. Arbeiten ohn' Unterlaß, nicht müde werden! Dann kam vielleicht die Zeit, in der sie aufladen konnte, was not that, und ihm nachziehen durfte hinter ins fremde Land. Mit praktischem Sinn berechnete sie, daß sein Lohn ja dann auch viel weiter reichen würde. Er hatte wohl guten Verdienst, aber es blieb — außerdem was er an Geschenken mitbrachte und beim Besuch zu Hause drausgehen ließ — blutwenig davon übrig. Es spart sich nicht viel, wenn man jedes Stück Brot, jede Handreichung an Fremde bezahlen muß; die ziehen einem ja doch das Fell über die Ohren. Da durfte man sich ja nicht trauen, ein frisches Hemd anzuziehen! Mit Schaudern dachte sie an die schönen selbstgepömmenen Hemden, die sie ihm geschickt — wie mochten die jetzt schon aussehen?!

Oh, sie wollte ihm wohl alles in Stand halten und ihm ein ordentliches Essen kochen und ihm den ruhigen Schweiß von der Stirn wischen. Da brauchte er in kein Wirtshaus mehr zu gehen. Er würde bei ihr sitzen; im Winter am warmen Küchenherd, drüber das Lämpchen mit seinem blanken Schild wie ein Söhnchen strahlte. Im Sommer vielleicht auf dem Gartensteck, den sie mit Kartoffeln und Salat bebaut; ein paar Blumen mußten auch darauf wachsen. Am Himmel, zwischen den Schornsteinen durch, blinkten die Sterne, dieselben Sterne, die auch über den Eifelbergen leuchteten. Und er hielt ihre Hand, und er sprach zu ihr: „So gut ist's mir noch nie ergangen, BÄbbi!“ —

Mit einem tiefen, zitternden Seufzer fuhr sie aus ihren Träumen auf. Sie hatte seine Hand gefühlt, seine Stimme gehört — ach, es war nur der Wind, der über ihre Stirn gestrichen, und das Lorenzchen, das kindisch gelallt hatte! Weit war der Lorenz, weit jene Zeit! Und hier waren die alten Eltern, die der Versorgung bedurften, die konnte sie doch nicht im Stich lassen. Schrumplige Äpfel hatten oft fester am Ast, als rotbackige, und schütteln darf man nicht in fremder Leute's Garten. Die konnten noch lange leben! Und die mußten auch hier zu Ende leben; alte Bäume verpflanzt man nicht. Aber die Jungen, die Jungen! BÄbbi schüttelte den Kopf in ihrem einfachen Sinn. Das war nicht recht, das that nicht gut! Die mußten hinaus, den Männern nach!

Mit schwinmenden Augen sah sie in die rote Sonne, die dort langiam hinter den Wald tauchte. Die Wipfel strahlten in lauterem Gold. So unermüdet die am Abend niederging und am Morgen wieder auf, so unermüdet mußte auch sie ihr Tagewerk immer wieder von neuem beginnen, freilich in Geduld, gewiß in Hoffnung.

Hoffnung — Hoffnung!

Ja, der Tag der Vereinigung kam — jetzt wußte sie's genau. So sicher wie diese Sonne, die diesseits hinter'm Wald verankert, morgen jenseit über Schwarzenborn stand im neuen vollen Strahlenkranz und den einsamen Busch in blendenden Glanz hüllte — so sicher!

Ihre ernsten Augen erblickten sich, ein heiliges Feuer schien sich darin zu entzünden. Höher und höher reckte sich ihre aufrechte Gestalt; wie die Wurzeln eines starken Baumes standen

ihre Füße tief im heimischen Felsenboden, aber ihr offener Blick ging ins Weite.

Sie hob das Kind über sich und schwang es mit einem Zubelruf hoch in die Lüfte: „Hei, flieg, Lorenzche, flieg! Er on du on ech, mir hören zusammen. Flieg, flieg!“

Eine namenlose Freude schien über sie gekommen, ihre Stimme erhob sie zu einem langen Jauchzen. Es hallte ins Thal hinunter, drang in die Hütten, weit über's Thal hinaus und verlor sich jenseits der Berge.

Es klang wie ein Bedruf: „Auf, auf!“ Wie ein anfeuernder Schrei und ein Loden zugleich: „Kommt, kommt!“

Strahlender Glanz lag auf BÄbbis Gesicht, strahlend wie die Lichtflut, die die Sonne mit letzter Kraft auf ihren blonden Scheitel goß.

Starken Schritts stieg sie zu Thal, kraftstrotzend und siegesficher.

Tief im Thalhintergrund lagen die mächtigen Ruinen von Himmerod schon schwarz im Abend Schatten, während die Eichelhütte mit ihren weißen Mauern noch wie ein freundlicher Stern am dämmerigen Waldbrand glänzte. Alles still, sonntäglich, friedlich. In einer weißebollen Feierstimmung schritt BÄbbi dahin. . . Da, horch! Stimmen schallten zu ihr herüber, unweit der Eichelhütte stand ein Trupp Menschen auf der Straße. Sie schrien alle durcheinander mit lauten Stimmen.

Was war geschehen? BÄbbi näherte sich rasch — vielleicht eine Nachricht von denen draußen, vom Lorenz? Warum hatten die sich nur alle hier zusammengefunden, der Herr Kaplan und der Herr Schmitz, der Krummscheidt und der Pastor? Sie umstanden ein Bäuerlein, das, den Stecken unter den Arm geklemmt, mit den Fäusten herumfuchtelte.

Ei, das war ja der Kemper aus Großlittgen! BÄbbi erkannte den Handelsmann, der Jahr aus, Jahr ein mit seinem Karren voll Zeden-Geschirr die Eifel durchquerte. Er machte auch nebenbei Geschäfte mit Hasen- und Wardenfellen, mit Pumpen und Knochen und allerhand anderm Kram. Seine lustigen Scherze waren wohlbekannt, heute schienen sie ihm vergangen.

Er schrie: „Et es en Schand on en Sünd! Mer schindt sech halw dud, mer rennt sech den Odem aus em Leiw, mer schäft (fährt) dorcht miserabelste Wäder! Wann mer ahf on an e Kastemännche eröwrigt, es mer als heilfroh. On onseranen gift bedrogen! Dat elao es schänderlich, schänderlich es dat elao!“ Er heulte laut.

„Wuh haot Ihr hän dann gekritt — wuhähr — Jesses, saot doch!“ Der Krummscheidt rüttelte ihn.

„Ech waah net,“ stöhnte das Hausiererchen und schlug sich vor die Stirn: „Ech Dummoap! Kann sein als vor Wochen uf der Wittlicher Meß, kann aach net sein. Wuh haot ech der Dahler mieh. Onsem Jährgott seit geklaagt, mer kann se jao nie lang behaalen! Onseranen kömmt heilgin on daor, duh tritt mer dat Stödt on duh dat, heit, en Pfenning, morjen en Groschen, öwermorjen en Dahler — ech sein beschummelt met Bedacht, schänderlich beschummelt! Verfluchtes Schinnaos, dat mech e ju bedrogen haot! En heilig Kreiz-duunerväder soll hän!“ —

„Aber Kemper, Kemper,“ begütigte der Pfarrer, „flucht doch nicht so! Wer sagt Euch dann, daß Ihr mit Absicht betrogen seid? In unsrer Eifel ist man fromm und ehrlich, aus der bösen Welt wird uns die Sünde eingeschleppt. Hier betrügt keiner den andern.“

„Nower ech sein doch befantelt,“ ächzte der Unglückliche, „ob met Bedacht oder net. „Auch hei“ — er zog das Thalerstück aus dem Mittel und zeigte es an der flachen Hand herum — „dän es falsch!“

Falsch —? BÄbbi stand mit offenem Mund.

Ein Wurmeln, ein Raunen, ein hörbares Stannen ging durch den Kreis; sie rückten enger zusammen, jeder drängte heran und reckte den Hals. „Es et waahr, wirklich waahr?! Es dat mielich, menschennielich?“

„In der That“ — Schmitz hatte die Brille aufgesetzt und hielt sich den Thaler dicht unter die Nase — „der is falsch.“

„Ech sein bedrogen, ech sein bedrogen,“ heulte Kemper. Der geistliche Herr nahm den Thaler zur Hand. „Ich

kann das noch immer nicht glauben — nein, nein!“ Er schüttelte den Kopf.

„Sie können's schon glauben.“ Schmitz fühlte sich ganz als welterfahrener Mann. „Ja hab' zu Köllen als der Dinger mehr jesehn. Der hier is falsch! Kief ens an“ — sein Portemonnaie aus der Tasche ziehend, suchte er daraus einen Thaler hervor — „der is echt!“ Er probierte beide Geldstücke auf einem Stein. „Hört, wie hell den klingt, un wie' anders den! Da heißt et usjepaft. Wo einen is, sind auch ihrer mehr.“

Vetroffen sahen sich alle an.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein junges Fräulein hatte sich dieser Tage wegen eines Ladendiebstahls vor dem Richter zu verantworten. Sie hatte aus einem Warenhaus eine Pelzboa kostenfrei mitgenommen, war entappt worden und wurde von der Polizei unter die „Schweren Mädchen“ gebucht. Vor Gericht erklärte indessen das Fräulein, sie sei lediglich ein Opfer ihres Berufs geworden. Sie sei Schriftstellerin, und da sie gerade eine Ladendiebin zu schildern gehabt, hätte ihr litterarisches Gewissen sie getrieben, um die Gefühle einer Ladendiebin naturecht und hübsch darzustellen, selbst die Rolle einer solchen Verbrecherin zu spielen. Das Gericht beugte sich dem Berufseifer der Dame und diktierte ihr einen Tag Haft, entzog ihr dadurch freilich die Gelegenheit, die Gefühle einer für etliche Monate eingesperrten Sünderin an der eignen Seele wahrzunehmen.

Unse Kollegin hat durch die heroische Strenge und Größe in der Auffassung von den schriftstellerischen Pflichten die Dichter aller Zeiten beschämt. Bisher glaubten es die Litteraten nur nötig zu haben, ihre Liebesgeschichten auf Grund sorgsam gesammelter, methodisch geordneter und möglichst umfassender persönlicher Erfahrungen darzustellen; und manch einer schwelgte auch hier nur in Gefühlen, die er bloß vom Hörensagen kannte. Nun weiß man aber hinlänglich, daß die Liebe nur eines von den Verbrechen ist, die von der Kunst ausgebeutet werden. Nach einer oberflächlichen Schätzung werden allein an Wunden alljährlich eine Million neu verbraucht, die Diebstähle, Meineide, Wechselfälschungen, Körperverletzungen, betrügerischen Bankrotte, Erbschleiderien nicht zu rechnen. Hat wohl auch nur einer von diesen unzähligen Urhebern geschriebener, gesprochener, gemalter und komponierter Unthaten die Gewissenhaftigkeit gehabt, erst die Verbrechen selber zu begehen, ehe er sie zu schildern sich erdreistete? Das wird wohl nun anders werden. Der abscheuliche Leichtsin, über Dinge zu phantastieren, die man selbst nicht erlebt, wird aufhören. Mag immerhin die Verübung eines Mordes aus litterarischem Interesse für Philister gewisse Bedenken haben, die Kunst ist wie das Segeln notwendig, das Leben nicht. Uebrigens beabsichtige ich selbst, zum nächsten Sonntag die Empfindungen eines Krupp nach Annahme der Flottenvorlage naturgetreu darzustellen, und ich bitte mir zu diesem Behufe einige Milliarden, wenn auch nur leihweise, zu überlassen. Sonst kann ich nicht dafür stehen, daß ich die Gefühle eines Milliardenars nach einem guten Geschäft mit der wünschenswerten Echtheit zu schildern vermag.

Nach in der Politik beginnt allmählich der schöne Brauch sich einzuleben, daß die Gesetzgeber an sich selbst zuvor die Experimente probieren, auf denen dann die gesetzgeberischen Entwürfe beruhen. Seit vierzehn Tagen wandern die Centrums-Abgeordneten unter der sachkundigen Führung des Freiherrn von Mirbach von Theater zu Theater, von Laden zu Laden, von Museum zu Museum, von Anatomie zu Anatomie, um die Erregung unzüchtiger Vorstellungen zu studieren. Sie haben die glücklichsten Erfahrungen machen müssen. Ein junger Kaplan, der in dem verstecktesten Winkel einer Kunsthandlung eine Photographie der Venus von Milo gewahrte, liegt heute noch schwer nervenkrank danieder: ein solcher Sturm unzüchtiger Vorstellungen brauste beim Anblick der göttlichen Frauensperson über seine reine Seele. Ein Glück, daß es nicht die medizeische Venus war. Den Anprall der unzüchtigen Vorstellungen hätte der Fermiste nicht überlebt.

Ganz besondere Entrüstung rief es hervor, daß in königlich staatlichen Veranstaltungen jugendliche Leute völlig ausgezogene Körper feiern. Die Kommission stellte hier eine wahrhaft epidemische Erregung unzüchtiger Vorstellungen fest, und der Fehr. v. Mirbach hat einstweilen, ehe die Angelegenheit gesetzlich geregelt wird, an die leitenden Professoren ein Schreiben gerichtet, in dem sie angewiesen werden, ihren Studenten nur noch vollständig beleidetes anatomisches Material vorzulegen, sofern sie nicht, was das Beste wäre, überhaupt nur die Kleider, mit Ausschluß sämtlicher intimen Bekleidungsstücke, feiern wollten. „Meines Erachtens“, so bemerkte der Freiherr, „ist es vollkommen ausreichend für die Kenntnis des menschlichen Körperbaues, einen gut sitzenden Gehrock zu studieren. Auch Westen, Obertaillen, Capes, Stiefel sind genügend und zulässig, um über die betreffenden Leibesgegenden wissenschaftlich Klar zu werden. Dagegen wären Korsetts, Strümpfe, Hemden, Unterhosen und auch Schürzen, falls die Bänder nicht mit einem doppelten Knoten zusammengeknüpft sind, nach Möglichkeit für Sektionszwecke zu vermeiden, weil die Erregung unzüchtiger Vorstellungen in un-

schuldigen Jünglingsseelen bei solchen Kleidungsstücken stark zu befürchten ist.“

Am schlimmsten aber ging es einem Centrums-Abgeordneten, der die häusliche Unsitte zu seinem Studienfeld auszuwählen und darum bei einem jungen Ehepaar Logis genommen hat. Als er nämlich ahnungslos die Stube der Wirkleute betrat, um seine Miete zu bezahlen, bot sich ihm ein grauenhaftes Bild menschlicher Verwahrlosung dar. In der Stube tanzte lachend das Weib müber, in den Armen ein Kind von fünf Monaten, das — — splitterfasernackt war, und die Mutter lißte das splitterfasernackte, roßig-runde Geschöpf auf unausdenkbar vertrackte Körperteile. „Ist es nicht wunderschön“, rief die schamlose Frau dem Centrumsmanne entgegen, und ihre wilden Rüsse verirrten sich abermals in gräßliche Gegenden. Der fromme Abgeordnete schanderte, schlug die Augen nieder, und entwand sich den Lockungen des Weibes, das ihn zu verführen suchte, das unmittliche Wurm auf seine Arme zu nehmen. Bis dahin hatte unser Centrumsmitglied noch gehofft, es mit einem Knaben zu thun zu haben. Jetzt aber muß er gewahren, daß das splitterfasernackte Geschöpf ein — — Mädchen war. Da entfloß er jäh, verfolgt von den Furien unzüchtigster Vorstellungen, er warf sich in seiner Kammer wieder auf die Stue und schlenderte entseztliche Flüche gegen die Vorsehung, weil sie die Menschenkinder nicht mit angewachsenen Kleidern auf die Welt kommen lasse. Bis zum heutigen Tage ist der Unselige nicht geheilt. . .

Man muß alles selbst durchmachen — nach diesem Grundsatze der litterarischen Ladendiebin und der katholischen Bekleidungs-künstler handeln jetzt auch die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, deren Lebensideal es ist, den Doktorhut zu erwerben. Sie probieren deshalb die Politik in ihrem ganzen Umfang aus. Im Vorjahr erlebten sie die Empfindungen eines zaristischen Weltfriedens und veranstalteten eine Kundgebung für den Haager Kongreß, tief durchdrungen von dem Haß gegen den Wahnsinn des Betrüstens. Geuer demonstrieren sie aus derselben sprudelnden Empfindung für die Verdoppelung der Schlachtslotte. Auf diese Weise werden sie sich nach und nach durch sämtliche politische Ueberzeugungen durchfühlen. Ein politisches Wochenblatt soll begründet werden, in dem für jede Saison der einzunehmende Standpunkt unter Beigabe anschaulicher Schnittmuster bezeichnet wird. Kundgebungen für Freihandel und Schutz Zoll, Frauenstimmrecht und Frauenentmündigung, Vielweiberei und Viehmännerei, Krieg und Frieden, Absolutismus und Republik, Abschaffung der Dienstboten und Einführung der Gesindelbeigenschaft, Comichleppe und Radlerhosen werden in bunter Reihe und angenehmer Abwechslung erfolgen. Man wird nacheinander Bebel, Stumm, Richter, Kiderl, Posa-dowsky, Rabbi Rahmer, Ahlwardt, Bachem und Hilbert Gefolgschaft leisten. Man wird im Sommer aus der Landeskirche austreten, und im Winter der Reihe nach den verschiedenen Konfessionen vom Dom zum Papoden huldigen. Man wird Konsumgenossenschaften gründen und die Losung ausgeben: Kauft nur bei Kleinräumern. Man wird ein Jahrzehnt lang streng multinationistisch keine Kinder bekommen, um dann im nächsten Jahrzehnt binnen je zwölf Monaten zweimal Drillinge zu gebären. Kurz, sie werden alle und jede Anschauung auskosten, immer mit gleichem Feuersifer, freie Frauen auf der Höhe der jüngsten Zeit und der neuesten Mode. . .

Gegenüber dieser regsamem Gewissenhaftigkeit der bürgerlichen Frauen nimmt sich die Stumpfheit des Proletariats ärmlich genug aus. Die Arbeiter haben bislang nicht die mindeste Reizung, alltäglich die Empfindungen zu wechseln, und immer den letzten Wahnsinn zu belemn. Zur Zeit ist jeder anständige Patriot verpflichtet, im tiefsten Grunde die Erhabenheit der Weltpolitik und der Ridelstahlpauger zu verspüren. Vergessens haben die deutschen Professoren, die auf den leinsten Wink sofort bis ins Innerste erschüttert und durchglüht sind, sich bemüht, auch das Berliner Proletariat zu lehren, wie man von dem Wiehern des Meerpferdes hefeligt sein müsse. Die Barbaren blieben ungerührt und auferten gar keine Lust, selbst die wunderbaren Empfindungen eines Meerpferd-jolehs nachzufühlen.

Das ist ein trauriges Zeichen für die unseine Hartnäckigkeit des Pöbels, Jahr ans Jahr ein derselben Vermunft zu dienen, anstatt reglam in den bunten Formen des ewig uner schöpflichen, ver wandlungsreichen Aberwiges zu taumeln. Selbst in China, dem Lande der Erstarrung, besißt man mehr Regsamkeit. Kaum sind ein paar Jahre verfloßen, seitdem das Deutsche Reich Kiautschou ge-dacht hat, und schon sind die Chinesen von der Leidenschaft ergriff, die preussische Kultur ihrerseits zu versuchen. Der Fall Acons wurde in erweiterter Auflage aus Berlin nach Peking verpflanzt, und die Kaiserin Mutter hat in einer mit allen Reizen preussischer Freiheit ausgeschmückten Kundgebung — oder war es in einem Trinitzpruch? — besohlen, daß die Lehren des Umsturzes zu verbannen seien und man zurückkehren müsse zu der Weisheit des Kon—Fu—Tse, der da war der Inbegriff aller Religion, Ordnung und Sitte. Die Kaiserin-Mutter, die sich nach chinesischer Höflichkeit und Bescheidenheit „stinkenden Staub unter den schmutzigen Füßen eines verlausten Bettlers“ nennt, ersucht „inständig auf gebogenen Knieen“ ihre Unterthanen, „die erlauchten Sproßlinge des Hofendusts im Wonnemond“, von den neuen Lehren zu lassen, weil sie „die Sonne überstrahlen, also daß die gewaltige Schöpferin alles Seienden vor Reid erlöschen müßte“. Als Strafe für die „edle und herrliche“ Uebertretung des Gebots wird das Pfählen angefündigt, „der zornige Blitz der hehren Gerechtigkeit“.

Allerdings ist Confucius immer noch ein revolutionärer Kopf,

der z. B. die Verantwortlichkeit der Gesellschaft für die Vergehen des Einzelnen lehnte, aber schon im nächsten Edikt dürfte der Staub unter den schmutzigen Füßen eines verlaufenen Bettlers tiefer in die preussische Kultur eindringen und die Gesetze der Schneidigkeit, Gefühmslosigkeit, Liebedienerei und Heuchelei als Zwangsgebote einführen. — J o o.

Kleines Feuilleton.

— Zeitgenössische Urteile über Goethe und Schiller. In einem Autographen-Katalog der Sammlung von Heinrich Lempertz in Köln sind viele Briefe angeführt, die sich auf die Goethe-Schiller-Zeit beziehen. Aus den mitgetheilten Proben erhält man manche Beispiele, wie sehr auch diese beiden Dichter in ihrer Zeit verkannt worden sind. So findet sich z. B. ein Brief von Christian Felix Weisse (Mitte der 1780er Jahre), der aus Berlin schreibt: „Ich sah dieser Tage ein Stück: „Die Räuber“ auf dem Theater, und ich konnte die abscheulichen Charaktere so wenig aushalten, als die Ungezogenheiten, die man sich erlaubt.“ Noch seltsamer ist folgender Brief des alten Buchhändlers Götsche, 1827, desselben Götsche, der zu den intimen Freunden Schillers gehört und die erste Ausgabe von Goethes Werken verlegt hatte: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß mehrere unserer besten Köpfe in der Litteratur zu wenig Rücksicht darauf nehmen, daß die Leidenschaften der Menschen, die an und für sich gut sind und ohne welche die Menschen nicht bestehen könnten, durch Geseze gezügelt und gelenkt werden müssen, gemäß dem gesellschaftlichen Zustande und der Zeit, worin sie leben. Allerdings haben Schiller und Goethe manches auf ihrem Gewissen, das den Gehorsam gegen die Geseze loder gemacht hat. Die Menschenwelt flattert wie ein Volk Rebhühner mit Geräusch in die Welt hinein und beginnt vieles Böse, was der liebe Gott wieder gut machen muß. Ein lästiges Unglück setzt oft schnell den Torheiten Grenzen und führt die Menschen zur Besinnung zurück. Bei Schiller lag die Ursache in seiner Neigung, Aufsehen zu machen durch Originalität, bei Goethe in seiner Verachtung der Menschheit und in der Verhöhnung seines Jchs, bei Bümmel (Verfasser des seiner Zeit berühmten Romans „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785—1786“) in der Neigung, seinen sinnlichen Vergnügungen keine Schranken zu setzen, und diese Neigung war durch seine wechliche Erziehung auf alle Weise befördert worden, hinzu kam noch sein Wig und seine Anlage zur Schallheit und Satire. Schiller war etwas bequem und weiblich. Er mochte nicht gern viel thun, aber gern viel genießen. Dabei standen seine Finanzen schlecht, die Schriftstellerei sollte diese verbessern; damit sie das konnte, mußte er originell und auffallend sein. So sind seine ersten Schriften, doch führte ihn sein guter Genius zu der Ehrbarkeit und Größe, die er in seinen späteren Schriften zeigt.“ —

k. Ueber die Kunst, ein Stück zurückzuweisen, plaudert Ernest Blinn in seinem letzten „Journal d'un Vaudevilliste“: Niemand ist launhafter oder reizbarer als ein Mann vom Theater und besonders ein Impresario. Am Montag läßt er sich herumkriegen, ein Stück zu nehmen, und am Dienstag findet er es abscheulich. Das hängt ganz von der Stimmung ab, in der er sich befindet, als er das Stück los oder sich vorlesen ließ. Wenn er an dem Tage gut gegessen und am Abend vorher eine Einnahme gehabt hat, nimmt er an; wenn er am folgenden Tage etwas gegessen hat, was ihm nicht bekommt, oder wenn die Einnahme gering war, weist er es wieder zurück. Lambert-Thiboult erzählte mir, daß er einem Direktor niemals ein Stück vorschlug, ohne ihn vorher gefragt zu haben, was er bei seiner letzten Mahlzeit gegessen hätte; wenn der Direktor zufällig gestand, Hummer gegessen zu haben, verschob Thiboult seine Vorlesung unweigerlich auf einen andern Tag. . . Es giebt auch Direktoren, — und das ist sogar die Mehrzahl — die, sobald sie die Nase in ein Manuscript gesteckt haben, nur noch die eine Idee haben: es dem unglücklichen Dichter zurückzugeben. Die Zurückweisung eines Stückes ist aber nicht immer so leicht, wie man sich das denkt. Wenn es sich freilich um diese abscheulichen junger Leute handelt, die nur daran denken, den Platz der Alten, zu denen ich gehöre, einzunehmen, ist die Sache äußerst einfach. Der Sekretär wird mit der Zurückweisung beauftragt und schreibt den gewöhnlichen Brief: „Ihr Stück paßt, trotz seiner guten Eigenschaften, nicht in den Rahmen unsres Theaters“. Aber wenn es sich um einen bekannten Dichter handelt, der sich der Protektion erfreut, so erfordert das eine gewisse Uebung und sogar ein wenig Malice. Ein Impresario, der sich nach seinem Konkurs von den Geschäften zurückgezogen hatte, erzählte mir eines Tages: Ich müßte zum Gebrauch meiner ehemaligen Kollegen ein Handbuch schreiben, das ihnen sehr nützlich wäre: Die Kunst, die Stücke zurückzuweisen. . . Moqueplan besaß zum Beispiel in hohem Maße die Kunst, Stücke abzulehnen. Er hatte sogar eine Force darin. Als er Direktor der Variétés war, empfing er eines Tages den Besuch eines großen Kritikers, der ihm ein Stück brachte. Das Stück war wirklich von einem großen Kritiker, das sah man deutlich! Was war da zu thun? Wie konnte man das Stück eines Menschen ablehnen, dessen Stimme so viel Gewicht hatte? Das hieß ja, sich für ewig einen mächtigen Feind schaffen. Moqueplan suchte und fand einen Ausweg. Er ging zu dem Kritiker und sagte: „Ich habe Ihr Stück gelesen, es ist ausgezeichnet und ich danke Ihnen sehr, daß Sie es mir gebracht haben. Nur möchte ich Sie — Sie sehen, daß es mir schwer fällt, — um eine große

Gefälligkeit bitten: mich nicht zu verpflichten, es aufzuführen!“ — Warum?“ fragte der große Kritiker erstaunt. „Weil ein unerhörter, seltsamer Zufall es will, daß Sie gerade ein Drama gewählt haben, das in meiner Familie vorgekommen ist, und ich habe nicht das Recht, es selbst dem Publikum bekannt zu machen!“ — „Ah bah!“ — „Wenn ich Ihr Stück spielte, würden Sie wahrscheinlich einen der Meinigen zwingen, sich am nächsten Tage zu erschießen. Verzeihen Sie sich in meine Lage. Ich stehe trotzdem zu Ihrer Verfügung, aber ich weiß, daß ich mein Schicksal in die Hände eines Ehrenmannes lege!“ Der große Kritiker schüttelt ein Gesicht, aber er wagte es nicht, darauf zu bestehen, er wollte sich den Tod eines Menschen nicht vorzutwerfen haben. Am selben Abend besuchte sich Moqueplan, ihm sein Manuscript zurückzuschicken. Auf seine Karte schrieb er nur die Worte: „Eine ganze unglückliche Familie weiß Ihnen Dank!“ Der große Kritiker mußte sein Stück an ein andres Theater geben; dort fiel es durch, genau so gut, als wenn es von einem von der Kunst gewesen wäre! —

Theater.

Schiller-Theater: Fröschweiler. Schauspiel in vier Aufzügen von Hans von Bengel und Ferdinand Kunkel. — Die Autoren erzählen eine höchst tragische Geschichte aus dem Anfangsstadium des letzten deutsch-französischen Krieges. Leider ist die Geschichte aber nur für die Betroffenen tragisch, nicht aber für uns andre, obwohl wir ja in einem gewissen Sinne auch zu den „Betroffenen“ gehören. Von einer Tragik im Geiste der Aesthetik ist gar keine Rede. Das Ganze ist eine abenteuerliche und romanhafte Erzählung, die mit dem Wesen und den Wirkungen des Dramas absolut nichts zu thun hat.

Die Autoren berichten — unter Anlehnung an die bekannte „Fröschweiler Chronik“ — von einem elsässischen Pfarrer, der mit zwei Söhnen gezeugt ist. Von diesen ist der eine deutscher Professor und der andre französischer Offizier. Wie der Krieg ausbricht, sehten sie in den feindlichen Heeren gegen einander. Die beiden Dichter haben indessen ihrem eignen Talent gegenüber ein gewisses, durchaus berechtigtes Mißtrauen empfunden. Um ihrer Wirkung ganz sicher zu sein (doppelt hält bekanntlich besser!), verquiden sie den ursprünglichen Konflikt mit einer Liebesaffaire der alltäglichsten Sorte. Beide Brüder lieben dasselbe Weib und damit ist endlich der Stoff vorhanden, den die Autoren zu ihrer phantastischen Erzählung brauchen. Ueber die Einzelheiten gehen wir hinweg. Nach mannigfachen Verwicklungen und aufregenden Scenen fällt schließlich der französische Offizier im Kampf, der deutsche Professor bleibt am Leben und wird, wenn mein Scharfjimm mich nicht trügt, auch die Braut heimführen, sobald der leidige Krieg beendet ist. Das Publikum unterhielt sich besser, als man eigentlich hätte erwarten sollen. Hier und da machte sich indessen auch eine Heiterkeit geltend, auf die die Autoren nicht sonderlich stolz zu sein brauchen. Das Schiller-Theater hat wahrscheinlich auch vom Standpunkt des Unterhaltungsbedürfnisses aus keinen glücklichen Griff gethan. Die Schauspieler hatten redlichen Fleiß an ihre undankbaren Aufgaben gewandt. — E. S.

Musik.

Man wird sich wohl noch der Angelegenheit des „orchestralen Klaviertons“ erinnern, den Herr Dr. Johannes Moser in seinem Vortragsabend am 30. November v. J. vorführte. Wir hatten in unserm Bericht principiell zugestimmt, jedoch die Unvollständigkeit der Vorführung bedauert. Seither wurden noch skeptischere Stimmen laut mit dem Einwand, daß das Wesentliche schon vorher geleistet worden sei, und mit der Erzählung, Dr. Moser habe einmal selber von vier gleich ansiehenden Klavieren nicht eins nach seinem System, sondern eines ohne dieses als das beste bezeichnet („Der Klavierlehrer“, 1. Januar 1900, S. 87). Ein Zeichen, wie wenig entscheidend solche öffentliche Vorführungen sind. Trotzdem dürften auch derartige Berichte ohne Replik des Verdächtigten noch immer nicht alles entscheiden; und Mosers angekündigter zweiter Abend steht ja noch aus.

Mit der unangenehmen Erinnerung an diese Angelegenheit waren wir am Sonntagabend einer Einladung gefolgt, die der durch Herausgabe von Harmonium-Litteratur bekannte Musikverlag Carl Simon erlassen hatte, und deren violinstimmiger Teil bereits besprochen wurde. Es handelte sich um das „Muster-Harmonium“, ein in Deutschland vorher noch nicht bekanntes Pariser Produkt, vorgeführt von Herrn A l y h o n s e M u s t e l. Eine weitere Einladung ließ uns in dem Geschäftsraum selbst die Instrumente noch näher kennen lernen. Es handelt sich zunächst um eine Vervollkommnung des Harmoniums, jenes im 19. Jahrhundert entstandenen und ausgebauten Abkömmlings der Orgel, bestehend aus Pfeifen mit frei schwingenden („durchschlagenden“) Zungen und ohne die resonanzgebenden „Aufsätze“ — der Orgel trotz sonstiger Untergeordnetheit überlegen durch Bequemlichkeit und durch die, ein ausdrucksvolles Spiel verschaffende Möglichkeit der Veränderung der Tonstärke. Diese „Expression“ noch bereichert zu haben, dürfte wohl der Hauptvorzug des Musterschen „Muster-Harmoniums“ sein. In mannigfacher Weise erhöht hier die Expression den Reichtum der Wirkungen: so läßt sich ein Forte im Violin mit einem Piano im Bass und umgekehrt verbinden, und die übrigen „Register“ — die sich ohnehin auf diesem Instrument gut abheben — erhalten durch jenes Variieren noch spezielle Reize. Allerdings müssen wir auf Proteste deutscher Firmen gefaßt sein, die sich eventuell jene Mischungen nicht werden zweimal sagen

lassen; und der Umstand, daß weder im Konzert noch in der privaten Vorführung Gelegenheit zu Vergleichen mit andren Instrumenten geboten wurde, erschwert natürlich die Unsicherheit des Urteils. Als eine zweite Neuheit lernten wir die „Celesta“ kennen, eine Ergänzung des Harmoniums durch ein Stahlspiel. Auf einem Resonanzboden stehen, chromatisch vier Oktaven umfassend, Stahlplatten, angeschlagen mit Hämmern, die von einem eigenen Manuale aus regiert werden, mit harterartigen Klang. Derartige Ergänzungen sind in der Geschichte des Klaviers und des Orchesters nichts Neues und bei diesen wohl nur eben als Ergänzungen zu betrachten, die ohne bescheidene Zurückhaltung eher fördern als fördern. Auch beim Harmonium möchten wir vor Ueberschätzung und Uebertreibung warnen. Unschicklich war aber, daß hinwieder im Konzert von der Celesta noch weniger Gebrauch gemacht wurde, als zur Orientierung gut gewesen wäre, und daß von den im Einladungsprospekt erwähnten Kompositionen berühmter Meister für Celesta als Orchesterbestandteil nicht durch irgend welche Transskription ein Probe gegeben wurde.

Jedenfalls unterbrechen solche Vorführungen das gleiche Geschehe der Alltagskonzerte in dankenswerter Art. Ein Beispiel dieser Konzerte waren am Mittwoch die Violinvorträge des Herrn Wm. Davol Sanders; er ist einer der vielen jungen Künstler, die genug viel gelernt haben, um den Verfall eines willigen Publikums zu rechtfertigen und doch noch nicht der Kunst soweit Herr sind, um innerhalb der Reproduktion etwas Selbständiges zu schaffen. Ein mehrstimmiges Solostück für die Geige allein, wie es die vom Künstler gespielte eine Bach'sche Sonate (G-moll) ist, bietet allein schon eine Aufgabe, die, wenn so annähernd korrekt wie von Herrn Sanders gespielt, für den Ausführenden zu einer Probe großen Könnens wird. Daß hier und in dem Spohr'schen Violinkonzert Nr. 11 manche Passage nicht so ganz überzeugend klar herauskam, wäre nicht das schlimmste. Dagegen vermißt man eine stärkere Gestaltungskraft ungern. Herr Sanders spielt, als wolle er den Noten nur ja nichts anthun; der rhythmische Bau war manchmal recht schwer zu erkennen. Sarasate ?? —

Ein Sarasate scheint auch im Gesang der MeLi'a zu stehen. Wir hatten diese, jetzt wohl den Weltrekord der Verühmtheit haltende Sängerin bei ihrem ersten Opernaufreten besprochen; ihr neuliches Konzert mußten wir wegen Gleichzeitigkeit mit dem Abend der Neuen Freien Volksbühne meinem gesangsspecialistischen Vertreter überlassen. Sein Bericht erzählt von einem dichtbesetzten Haus (Philharmonie) und von einem übermäßig bunten, vorwiegend italienischen Programm. Was jedoch die Künstlerin innerhalb dieses Programms bot, ist nach diesem Bericht wenigstens technisch vollkommen — abgesehen von einer noch nicht ganz überwundenen Heiserkeit. Da ist an Fülle, Aundung, Größe, Schönheit und Glodenreinheit ein Ton dem andern gleich — bei einem solchen umfangreichen Sopran erst recht bewundernswert. Die Arie aus „Arabiata“ war meisterhaft gesungen und wirkte sogar ergreifend. Weisfall ganz stürmisch; drei Zugaben, zwei von der Sängerin selber am Klavier nicht übel begleitet. Ein deutsches Lied hätte dabei freilich besser wegleiten können; die Aussprache ist hier wenig gut, das amerikanische „dick l“ kaum zu ertragen. Unter den Mitwirkenden sei der Cellist Herr Helling ob seines entzückenden Spiels hervorgehoben. — sz.

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber die Dattelpalme im Zimmer schreibt Obergärtner Eliwa in der Wochenchrift „Merkur“: So manche Pflanze tropischer Länder hat sich im Laufe der Zeit in die engbegrenzten Verhältnisse der Zimmer schiden gelernt und sich in kaum geahnter Weise denselben angepaßt. Besonders sind es die Arten aus dem Palmengeschlecht und in erster Linie die Dattelpalme (Phoenix dactylifera). Freilich Geduld muß man haben; der Blumenfreund darf nicht verlangen, daß die verzärtelte Gewächshauspflanze plötzlich das Zimmer als wohliges Heim betrachten soll, in dem es ihr ebenso gut gefällt, wie dem lieben Leser, aber mit Liebe und Ausdauer kommt man sicher zum Ziele. Der Same der Dattelpalme wird am besten in den Monaten Februar oder März in Töpfe oder Samenschalen ausgesät. Für wenige Pfennige bekommt man beim Kaufmann eine große Lüte Dattelfrüchte, die heute in großen Mengen aus Südeuropa und Afrika eingeführt werden und fast jeder Kern dieser Früchte kann eine Pflanze geben und, wenn auch langsam, im Zimmer ohne große Mühe zur stattlichen Pflanze heranwachsen. Man verwende bei der Aussaat sandige Heideerde oder Sägeaspäne. Haupterfordernis zum Keimen ist gleichmäßige Wärme und Feuchtigkeit. Die Wärme kann 24 bis 26 Grad Réaumur betragen. Wir stellen die Töpfe deshalb auf den Ofen und legen, sollte derselbe zu heiß sein, noch einen Ziegelstein unter. Der Phönixsamen braucht drei bis vier Wochen zum Keimen. Sobald das erste Blatt 8 bis 10 Centimeter lang geworden ist, wird es Zeit, die junge Phönix in einen kleinen Topf zu verpflanzen. Man nimmt den Keimling mit möglichster Schonung der brüchigen Wurzel heraus und setzt ihn in sandige Heide- oder auch Lauberde, der etwas alter Lehm untergemischt ist. Möglichst viel Wärme ist auch jetzt noch notwendig, doch darf der Ofen nicht mehr benutzt werden, sondern nur ein Stand am warmen Fenster. Ein öfteres Umröhen ist im ersten Jahre nicht geraten. Im zweiten Frühjahr erhalten die

Pflanzen größere Gefäße und Erde, der noch mehr alter Lehm zugegeben wird, später kann man gute Komposterde ohne Schaden verwenden. Wassermangel dürfen die Pflanzen nie leiden. So lange sie noch klein sind, sollen sie auch nicht ins Freie gebracht werden. Große Pflanzen können im Sommer an einen halbschattigen Stand in den Garten. Sie lieben eine Wärme von 10 bis 12 Grad Réaumur. —

Humoristisches.

— Raffiniert. Eines schönen Morgens bringt der Postbote Herrn Plempel einen unfrankierten Brief ins Haus. Plempel wendet das Schreiben hin und her und ärgert sich über den unbekanntem Absender; aber schließlich überwiegt die Neugierde und er zahlt beunruhigt 20 Pf. Straporto. Dann öffnet er das Couvert, stößt aber sogleich einen kräftigen Fluch aus, denn es enthält nichts als eine gedruckte Geschäftsanzeige, die folgendermaßen lautet:

Um 20 Pfennig billiger wie überall verkaufe ich das Aiso gebrannten Perlkaffee.

A. Wichelberger, X., Sternstraße 95.

Ich erlaube mir indessen noch zu bemerken, daß ein Einkauf bei mir die beste Gelegenheit bietet, die 20 Pfennig' Straporto einzubringen, die Euer Hochwohlgeborn sonst ganz umsonst ausgegeben haben. Hochachtungsvoll ergebenst Der Obige. —

— Der Försterjohn. Lehrer: „Wenn Dein Vater gestern vier Hasen und heute drei Hasen geschossen hat, Karl — wie viel Hasen sind das?“ Schüler: „Vierzehn Hasen und drei Füchse!“ —

— Vorwand. „Aus dem Wasser haben Sie mich gezogen, gerettet haben Sie mir das Leben. . . was Sie wünschen, gebe ich Ihnen!“

„Ahn, ich bin ein armer Kerl — wenn Sie mir vielleicht mit hundert Mark helfen wollten?“

„Was, bloß hundert Mark schätzen Sie mein Leben?! Augenblicklich machen Sie, daß Sie weiter kommen, Sie Unverschämter Sie!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Otto Ernst's „Jugend von heute“ hatte auch bei Aufführung im Kölner Stadttheater einen starken Erfolg. In Frankfurt a. M. fiel dagegen der letzte Teil ab. —

— Die frühere Heroine des Stuttgarter Hoftheaters, Eleonore Penzinger-Wahmann, hat sich im Zustand hochgradiger Erregung im Redar zu erkranken versucht; sie wurde gerettet und in ein Sanatorium gebracht. —

— Girardi in Wien will sich wieder einmal vom Theaterleben zurückziehen. —

— Adele Sandrod hat beim Vorstande des Preßbureaus in Wien Beschwerde erhoben, weil beim „Volksbühnen-Abend“ eine „Hamlet“-Parodie gespielt werden soll, in der Josephine Blöcker als „Sandrod-Hamlet“ auftreten wird. Sie will sich „eine derartige Verunglimpfung ihrer Person“ nicht gefallen lassen. Der arme Hamlet aber konnte sich höchstens im Grabe herumdrehen, als ihm dasselbe von der Adele widerfuhr. —

— Der Komponist Ottomar Kovacek, der bis vor kurzem in Berlin lebte, ist in Amerika gestorben. —

— In der Technischen Hochschule zu Aachen sind seit dem Oktober 1898 handelswissenschaftliche Kurse eingeführt worden. —

c. Eine Cimorosa-Feier wird für den 11. Januar 1901, den hundertsten Todestag des italienischen Opernkomponisten, in Neapel geplant. Bei dieser Gelegenheit soll in seiner Vaterstadt Aversa ein Denkmal von der Hand des Bildhauers Francesco Terace errichtet und eine Versorgungsanstalt für arme Waisen, die in der Musik oder einer andern Kunst ausgebildet werden sollen, eröffnet werden. —

c. Im zweiten Bande der von Grenfell und Hunt veröffentlichten Dyrhynchos-Papyri finden sich wertvolle Fragmente aus der griechischen Literatur, darunter besonders eine Scene aus der „Perikleione“ des berühmten Lustspielbüchters Menandros, von dem bisher nur wenige unbedeutende Bruchstücke erhalten waren. Das Stück, aus dem die Scene stammt, behandelt die Geschichte eines Mädchens, dem von ihrem eifersüchtigen Liebhaber das Haar abgeschnitten wird. —

— Die Goldproduktion Alaskas belief sich im Jahre 1899 auf 4 917 821 Dollars Gold und 82 080 Dollars Silber. In Klondyke betrug die Produktion im Jahre 1899 16 110 129 Dollars Gold und 114 617 Dollars Silber. Die Goldproduktion in Klondyke hat jetzt zum erstenmal die von Kalifornien überflügelt. —